

Abbie Greaves

HÖR  
MIR ZU,  
AUCH WENN  
ICH  
SCHWEIGE

Roman



**Abbie Greaves**

# **Hör mir zu, auch wenn ich schweige**

Roman

Aus dem Englischen von  
Pauline Kurbasik

 | E-BOOKS

# Inhalt

- [Widmung]
- Prolog
- Ihr Schweigen
  - 1
  - 2
  - 3
  - 4
  - 5
  - 6
  - 7
  - 8
  - 9
  - 10
  - 11
  - 12
  - 13
  - 14
- Sein Schweigen
  - 1
  - 2
  - 3
  - 4
  - 5
  - 6
  - 7
  - 8
  - 9
- Epilog
- Danksagung

*Für Robert Walls, meinen Großvater, der mir das Lesen beibrachte. Wirklich das größte Geschenk von allen.*

# Prolog

Von oben betrachtet sieht es aus, als hätte Maggie alles im Griff. Sie legt die Tabletten mit der für sie typischen Sorgfalt auf den Teller, drückt dabei die Kapseln noch sorgsamer als sonst aus der Folie und genießt das harte Klacken, mit dem jede einzelne auf dem Porzellan aufschlägt. Hauptsache, die Stille durchbrechen.

Als sie schließlich acht Tabletten vor sich liegen hat, holt sie ihr Wasserglas vom Sideboard, wo es seit dem Mittagessen unberührt steht, und kontrolliert ein letztes Mal die Einstellung am Herd. Hähnchen-Pie zum Aufbacken, noch fünfundzwanzig Minuten. Genug Zeit, um hier fertig zu werden. Sie nimmt sich einen Stuhl und setzt sich mit dem Rücken zur Tür an den Küchentisch. Vor ihr liegen Rechnungen, alle bezahlt, aber unordentlich aufeinandergestapelt. Maggie greift in ihre Tasche und fischt ihren kostbarsten Schatz heraus, einen Briefbeschwerer aus Stein, extra für sie bemalt, und legt ihn auf die Papiere.

Nachdem dieses Chaos geordnet ist, drückt sie auf ihren Stift, einen Tintenroller, der mühelos über das Papier gleitet, ohne Gefahr, den Krampf in ihrer Hand von einer Woche mit dem Kugelschreiber wieder auszulösen. Ihre Schrift ist so ordentlich und gestochen wie immer, als sie

den letzten Satz an Frank schreibt. Sollte in ihrem Kopf noch ein allerletzter Zweifel umherschwirren, gibt es dafür kaum Anzeichen. Vielleicht taumelt das Komma ein wenig, wenn man ganz genau hinschaut.

Maggie klappt das Notizbuch mit dem roten Ledereinband zu, sammelt kurzerhand die Tabletten mit einer Hand auf und lässt sie sich auf die Zunge fallen, dann trinkt sie einen kleinen Schluck Wasser und legt den Kopf mit jener extravaganten Schluckbewegung zurück, die sie sich in ihrer Teenagerzeit angewöhnt hat und der sie auch ein halbes Jahrhundert später nicht entwachsen ist.

Anfangs geschieht gar nichts. Sie bleibt auf dem Stuhl sitzen, putzt die Bohnen weiter und schiebt die Strünke und faserigen Enden zum Rand des Schneidebretts. Nach etwa einer Minute spürt sie erste Wellen der Entspannung. Ihre Bewegungen werden langsamer, ihre rechte Hand, die das Messer hält, zittert.

Sekunden später sackt sie über dem Tisch zusammen. Glücklicherweise passiert alles ganz schnell. Ihr Kopf fällt zur Seite, wie bei diesen französischen Filmmarathons, die Frank immer an regnerischen Sonntagnachmittagen veranstaltete. Schade, dass er dieses Mal nicht hier ist, um sie aufzufangen.

Und dieses Mal wird sie nicht wieder aufschrecken.

\* \* \*

In seinem Arbeitszimmer starrt Frank auf den Bildschirm. Das Ende ist in Sicht, ein Springer, ein Pferd und ein Bauer, alle vom Computer gesteuert, immerhin auf Anfängereinstellung, und die letzte Bastion der Hoffnung: seine Königin. Trotz seiner wissenschaftlichen Karriere tut er sich hier schwer mit dem Schwierigkeitsgrad zwei. Damit erhält sein Lieblingssatz eine ganz neue Bedeutung: *Beharrlichkeit ist Trumpf*.

Wenn Maggie ihn sonst zum Abendessen rief, war er stets dermaßen in seine Strategie vertieft, dass er ihre Stimme überhörte und sein Spiel nicht beendete. Sobald alles auf dem Tisch stand, kam sie ihn höchstpersönlich holen, legte ihm die Hände auf die Schultern und massierte ihn mit ihren Daumen zwischen den Schulterblättern, bis zwangsläufig das Wort *Schachmatt* auf dem Bildschirm erschien. »Nächstes Mal«, sagte sie immer, um Frank aufzumuntern. Die Algorithmen mochten sich gegen ihn verschworen haben, aber Maggie hatte seine Enttäuschung noch nie ertragen können.

Heute rütteln ihn allerdings keine lieben Worte auf. Als der Rauchmelder in sein Bewusstsein dringt, ist er vor allem überrascht, dass er noch funktioniert. Maggie war noch nie eine besonders aufmerksame Köchin, aber das bedeutet zumindest auch, sie müssen nicht alle drei Monate umständlich mit einem Besenstiel gegen das Ding pochen, um zu testen, ob die Batterie noch ausreichend geladen ist. Außerdem war der Beginn ihrer Beziehung geprägt von einer ganzen Reihe inzwischen berühmt-

berüchtigter kulinarischer Katastrophen: der Gebirgige Gugelhupf von '78 (bei einer ihrer ersten Verabredungen); Panzer-Panna-Cotta von '79 (der Titel hatte ihm eine Nacht im Gästezimmer eingebracht) sowie die Salmonellen-Sahneschnitten bei einer Geburtstagsfeier, die sie in ihrem verwilderten Garten ausrichteten (glücklicherweise waren nur nachsichtige enge Freunde anwesend). Sobald die Nachwirkungen abgeklungen waren, hatte er sich jedes Mal ein bisschen mehr in Maggie verliebt.

Der Alarm schrillt inzwischen so penetrant, dass er sein Spiel beendet und – nachdem er sich kurz gefragt hat, ob sich Maggie schon darum kümmert – aufsteht, um die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Er riecht den Rauch, bevor er ihn sieht. Im Ofen ist anscheinend etwas verbrannt, vielleicht macht Maggie ein Nickerchen, wie so oft in letzter Zeit. Er schaltet den Alarm aus und greift nach dem Geschirrtuch an der Türklinke – ein Urlaubssouvenir –, um den Rauch wegzuwedeln. Der Qualm ist dicker als vermutet, und selbst die besten Geschirrtücher aus Cornwall schaffen keine Abhilfe. Frische Luft. Er braucht frische Luft. Erst als er die Tür öffnet, sieht er Maggie.

Es ist nicht die leere Tablettenschachtel neben ihr, die ihm verrät, was los ist. Auch nicht das umgekippte Wasserglas, nicht der Gemüseabfall neben ihren Handgelenken. Sondern der Schmerz in seiner Brust. Der Boden, der unter seinen Füßen wankt, die nachgebenden Wände, die einstürzende Decke – sämtliche grauenvollen

Gebäudeanalogien kommen ihm in den Sinn, als ihm klar wird, was Maggie getan hat.

Er berührt ihr Handgelenk und hofft auf ein Flattern, ein Zucken, irgendetwas. Vielleicht ist es noch nicht zu spät.

Er tastet nach dem Telefon. Er hat nie sonderlich gern telefoniert, und einen Augenblick lang scheint er zu zögern.

»Hallo, Notrufzentrale hier, brauchen Sie den Rettungsdienst, die Polizei oder die Küstenwache?«

Schweigen.

»Hallo, Notrufzentrale hier, brauchen Sie den Rettungsdienst, die Polizei oder die Küstenwache?«

Schweigen.

»Darf ich Sie daran erinnern, dass Telefonstriche und ähnliche Scherze beim Notruf eine Straftat sind, die Leben gefährdet.«

»Einen ... einen Rettungswagen«, ringt sich Frank ab, gerade noch rechtzeitig, die Vokale rumpelten schon in seiner Kehle und purzeln in einer kaum wahrnehmbaren Sturzflut hinaus.

»Sir, mit dem Rettungssanitäter müssen Sie lauter sprechen - ich verbinde Sie jetzt.«

»Rettungsdienst. Wie ist die Adresse des Notfalls?«

»43 Digby Crescent, Oxford OX2 6TA.« Frank klingt heiser, fremd, ganz anders, als sich seine Stimme in den letzten Monaten für ihn selbst angehört hat.

»Können Sie mir sagen, was genau passiert ist?«

»Meine Frau, Maggie. Sie ... sie hat zu viele Tabletten genommen, ihre Schlaftabletten.«

»Wir schicken jetzt jemanden. Ist sie bei Bewusstsein, Sir? Können Sie nachschauen, ob sie noch Puls hat? Sehen Sie, ob sie atmet?«

»Ich ... ich weiß es nicht. Ich kann es nicht sicher sagen.«

»Sir, haben Sie eine Vermutung, ob es Absicht war?«  
Schweigen.

»Jede zusätzliche Information, die Sie uns in diesem Stadium mitteilen, kann für uns von großer Bedeutung sein. Hat Ihre Frau angekündigt, dass sie sich etwas antun will? Hatte sie zuvor schon depressive Phasen?«

»Also ... wir ... äh ... haben eine Zeitlang nicht miteinander gesprochen. Ich meine, ich habe eine Weile nicht mit ihr gesprochen ... Inzwischen ... fast sechs Monate.«

# Ihr Schweigen

## 1

Es gibt nichts Schlimmeres als den Wartebereich eines Krankenhauses. Die abgewetzten Plastikstühle, das leise Brummen des Getränkeautomaten, das kollektive Luftanhalten, sobald eine Pflegekraft von der Intensivstation mit Neuigkeiten hereinkommt – als wäre jedes Detail nur dazu da, einen an den Rand des Nervenzusammenbruchs zu bringen. Und das alles, bevor man überhaupt realisiert, warum man dort ist.

Maggie sagte immer, Geduld sei *meine* Stärke, als würden gute Eigenschaften in einer Ehe aufgeteilt – wie der Haushalt. Ich sehe sie förmlich vor mir, wie sie auf dem Sofa sitzt und auf eine SMS oder eine E-Mail wartet, ein Bein wippt rastlos auf und ab, auf dem anderen Knie liegt meine Hand, die sie beruhigen will. So viel Energie in so einem kleinen Menschen. Ich habe mich oft gewundert, dass sie nicht selbst völlig ausbrannte, so wie sie sich um alles und jeden sorgte. Verändern wollte ich sie nie, ich wollte nur sicherstellen, dass diese ganze nervöse Energie sie nicht so zusammenschnürte, dass nicht einmal ich diesen Knoten wieder lösen konnte. Vierzig Jahre lang habe

ich damit Erfolg gehabt, und nun das. Dinge können sich auch nach langer Zeit noch ändern.

Die Zeiger der Uhr über meinem Kopf schieben sich mit einem besonders lauten Ticken auf die nächste volle Stunde. Diese lange Wartezeit kann nichts Gutes bedeuten. Maggie weiß das am besten. Sie hat in vier Jahrzehnten als Krankenschwester so viel miterlebt, dass sie sicherlich qualifiziert wäre, um eine Prognose für sich selbst abzugeben. Außerdem hat sie Unmengen an Arztserien gesehen. »Furchtbare Tachykardie«, sagte sie beispielsweise äußerst selbstsicher, als wir eines Samstagabends vor der neuesten Folge nebeneinander auf dem Sofa saßen. Sie griff nach der Fernbedienung und stellte den Fernseher leiser, um die Dialoge zu übertönen. »Aber es ist eine Schande, so ein junger Mann ... Es scheint immer diese Großstadttrottel zu treffen, oder? Viel zu viel Stress und das jeden Tag ...«

»Professor Hobbs?«, fragt der Arzt und streckt mir die Hand entgegen.

»Ja, das bin ich«, antworte ich und stehe langsam auf. Dieser Arzt wirkt sehr effizient, vom geleckten, akkuraten Scheitel bis zu den glänzenden Schuhen. Selbst sein Namensschild ist exakt parallel zur Naht seiner Hemdtasche angesteckt. Mir wird plötzlich mein eigenes Erscheinungsbild bewusst, und ich fahre mir unbeholfen mit der Hand durchs Haar.

»Ich bin Dr. Singh, der behandelnde Arzt Ihrer Frau. Würden Sie bitte mitkommen?«

Ich folge ihm durch die Flügeltüren und stelle mir einen hoffnungsvollen Augenblick lang vor, er würde mich zu Maggie bringen. Stattdessen werde ich in ein kleines Sprechzimmer geführt, und die letzten Reste meines Wunschdenkens verfliegen. Der Doktor setzt sich an seinen Computer und bedeutet mir, auf dem anderen Stuhl Platz zu nehmen, während er den Rechner anschaltet und einige Unterlagen auf dem Schreibtisch durchblättert. Ein freistehender Ventilator hinter ihm kitzelt die Ecken der losen Blätter.

»Tut mir leid. Ein bisschen heiß heute, nicht wahr? Wer weiß, wann es wieder abkühlt.«

Eine glatte Untertreibung, das spüre ich am Schweiß, der sich in meinen Achselhöhlen sammelt. Ich bringe noch nicht einmal eine halbherzige Bemerkung über das Wetter heraus und schaue stattdessen zu Boden.

Sein Computer fährt grummelnd hoch und übertönt meine Unbeholfenheit. Nach etwa einer Minute höre ich, wie der Arzt ausatmet. »Professor Hobbs, ich komme gleich zur Sache. Die Prognose ist nicht gut. Als Ihre Frau gestern Nacht eingeliefert wurde, war ihr zentrales Nervensystem gerade dabei auszusetzen. Glücklicherweise konnten die Sanitäter ihre Atemwege sichern, eine Heldentat, wenn man bedenkt, wie lange sie beim Auffinden vielleicht schon bewusstlos war. Es ist jedoch immer noch zu früh, um die Auswirkungen des Sauerstoffmangels abschätzen zu können. Im Augenblick liegt sie im künstlichen Koma. Sobald wir genauer über das Ausmaß der Schäden

Bescheid wissen, können wir alle Optionen durchgehen, da werden wir Sie natürlich mit einbeziehen ...«

Das ist mein Stichwort. Nun muss ich etwas sagen. Ich habe diese Momente im letzten Jahr so häufig verpasst, aber ich erkenne die üblichen Anzeichen noch: die hochgezogene Augenbraue, der geneigte Kopf, das ungeduldige Räuspern. Der Arzt entscheidet sich für Letzteres.

»Ähm, Professor Hobbs, ich weiß, wie schwierig das für Sie sein muss, aber bitte glauben Sie uns, dass wir alles Menschenmögliche für Ihre Frau tun. In der Zwischenzeit stehen Ihnen die Experten unseres psychologischen Dienstes zur Verfügung. Dort bekommen Sie ...«

»Ich brauche keine psychologische Betreuung«, unterbreche ich ihn. Meine Stimme ist heiserer, als ich erwartet hätte – und leiser klingt sie auch.

»Ja, Professor, ich verstehe, das ist nicht jedermanns Sache. Ich sehe in Ihrer Akte, dass Sie schon einmal eine ärztliche Empfehlung für eine psychologische Betreuung hatten? Der Sie nicht nachgekommen sind ...«

Er blickt vom Bildschirm auf, und ich nehme meine Brille ab und wische mit dem Hemdzipfel auf den fleckigen Gläsern herum, was die Sache kaum besser macht.

»Vermeidungstaktik«, hat Maggie es immer genannt. Damit hatte sie recht.

»Schauen Sie, ich kann Ihnen nicht vorschreiben, was Sie tun sollen, das ist auch nicht meine Aufgabe. Ich kann Sie nicht zu einem Gespräch mit unseren Psychologen

zwingen. Aber denken Sie einfach daran, dass Ihnen diese Leute rund um die Uhr zur Verfügung stehen. Wir haben solche Situationen häufiger, als man denkt, und das Team ist speziell dafür ausgebildet ... Am wichtigsten ist, dass Sie wissen: Sie sind nicht allein.«

Wie ironisch. Denn genau so ist es doch. Ich bin allein. Ich war noch nie so allein. Ich war nicht einmal vor Maggie so allein, denn wie kann man wirklich wissen, was Alleinsein bedeutet, bevor man seine andere Hälfte gefunden hat?

»Wie gesagt, wir können in diesem Stadium nicht viel tun, außer Mrs Hobbs' Fortschritte zu beobachten, deswegen würden wir Ihnen raten, nach Hause zu fahren, zu schlafen und etwas zu essen. Zunächst aber können wir Sie zu Ihrer Frau bringen, falls Sie sie sehen möchten.«

»Ja«, murmele ich, »ja, ja, ich muss sie sehen.«

»Professor, ich bin mir sicher, dass ich es nicht wiederholen muss, aber wir sagen es allen Angehörigen: Ihre Frau befindet sich in einem äußerst kritischen Zustand. Bitte erschrecken Sie nicht über ihr Aussehen, und wenn Sie sich Sorgen machen, sagen Sie mir oder den Schwestern Bescheid. Ihre Frau liegt in einem Einzelzimmer, aber es sind genügend Pflegekräfte in der Nähe, falls es ein Problem gibt.«

Der Arzt steht auf, und ich tue es ihm gleich, weil ich nur zu gut weiß, dass es in letzter Zeit ein wenig länger dauert und ich seine Aufmerksamkeit nicht auf meine siebenundsechzig Jahre lenken will. Geben sie einen früher

auf, wenn sie einen für zu alt halten? Wenn nicht genügend trauernde Kinder am Bett stehen? Maggie zuliebe hoffe ich, dass dem nicht so ist.

Ich verlasse das Zimmer mit dem Arzt, wir gehen einen Flur mit ausrangierten Rollstühlen entlang, vorbei an vielen Kranken und an gehetztem, genervtem Personal, das jeden Augenkontakt mit Angehörigen vermeidet. Ich frage mich, welche andere Familie heute ihren schlimmsten Albtraum erlebt. Bald haben wir die mit Vorhängen abgetrennten Bereiche hinter uns gelassen, und der Arzt lässt uns durch den Eingang zur Intensivstation hindurch. Nun stehen wir vor einer Reihe von einzelnen Türen mit Metallklinken.

Hinter einer dieser Türen liegt Maggie. Ich erkenne es daran, dass der Arzt langsamer wird, nach seinem Pager sucht und sich nach links und rechts umschaute. Ich will »Nein« sagen, ihm die Arme an die Seite pressen und ihn festhalten, bis er stocksteif dasteht. Aber was würde das langfristig ändern? Ich kann es nicht ewig vermeiden, mich dem zu stellen, was ich getan habe. Ich stecke mein Hemd, so gut es geht, in die Hose und vergrabe die Hände in den Taschen, damit sie nicht mehr zittern.

Es ertönt ein leises Klicken, während der Arzt mit beiden Händen die Tür aufstößt. Er geht hindurch und hält sie mir auf, nur sind meine Schultern breiter, als er angenommen hat, und es gibt einen seltsamen Moment, wo ich mich zur Seite drehen muss. Dabei beuge ich den Kopf und stoße dennoch oben gegen den Türrahmen. Ich habe mich nie

richtig daran gewöhnt, dass ich immer und überall der größte Mensch bin.

In dem Dämmerlicht ist es zunächst schwierig, Maggie zu erkennen. Das Bett ist erhöht und von einem ganzen Arsenal an piepsenden Maschinen umgeben. Es ist schwer zu glauben, dass ihr Leben nun von Maschinen abhängt, die dem Entfeuchter nicht unähnlich sehen, den ich auf Maggies Geheiß jedes Jahr vom Dachboden in den Keller geschleppt habe, damit er seine Winterschicht ableisten konnte. Ich trete näher an sie heran, und als sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnen, merke ich, dass sich ein Atemzug in meiner Kehle verkeilt hat. Er kommt als tiefes Ächzen heraus, das dem Arzt eindeutig Sorgen macht.

»Professor, es tut mir wirklich sehr leid ...«

»Darf ich sie anfassen?« Ich ignoriere seine Mitleidsbekundungen und rücke näher an Maggies Bett.

»Ja, das ist schon in Ordnung. Gleich kommt eine Krankenschwester, die Ihnen mehr über die Abläufe hier auf Station erzählt. Sie wird Ihnen Genaueres zu Mrs Hobbs' Pflege sagen. Ich lasse Sie nun allein mit Ihrer Frau.«

Eine Sekunde lang fühlt es sich wieder an, als wären wir frisch verheiratet, wie damals, als die Besitzer des B&B hastig den Rückzug antraten, falls wir übereinander herfallen sollten, noch bevor die Tür zufiel. Ich würde alles dafür geben, jetzt wieder dort zu sein – Maggie so wild und

impulsiv, ich prüde und unbeholfen, und dennoch war das irgendwie immer genug für sie.

Sie ist auf diesen furchtbaren Krankenhauskissen hochgelagert und wirkt kleiner als sonst. Ihre Hände liegen auf dem Laken, zierlich wie eh und je, die Kanüle führt flach in die hervorstehenden Adern und ihre pergamentene Haut. Neben dem Bett steht kein Stuhl. Ich soll ganz eindeutig nicht lange bleiben. Wie kann ich sie hier zurücklassen? Sie wird Angst haben, wenn sie aufwacht. Angst vor dem Krankenhaus, sicher, doch noch mehr Angst, weil sie mit niemandem reden kann, niemandem ihre Beobachtungen und jeden anderen aufkeimenden Gedanken mitteilen kann. Ich weiß, dass ich Maggie im Stich gelassen habe. Ich weiß, dass sie in den vergangenen Monaten mehr als einen schweigenden Resonanzkörper gebraucht hätte.

Als ich sie nun berühre, langsam, wie bei dem Versuch, eine scheue Nachbarskatze nicht zu erschrecken, fühlen sich ihre Hände warm an. Das ist so schrecklich unnatürlich. Selbst an den wärmsten Sommerabenden konnte ich mich immer darauf verlassen, dass Maggie mir ihre kühlen Hände auf die Stirn legte, wenn ich nach Hause geradelt war. Mein ganzes Leben lang musste ich als menschlicher Handschuh dienen und wieder Wärme in ihre Handflächen rubbeln. Und nun das? Wir brauchten uns. Aber viel wichtiger: Wir haben einander ausgesucht, wir wollten uns – man weiß nie, wie großartig sich das anfühlt, ehe es einem weggenommen wird.

Hinter mir ein Schlurfen. Ich drehe mich behutsam um, ohne Maggie loszulassen. Die Schwester steht da, ihre blauen Plastiküberschuhe rascheln auf dem Linoleum, während sie die Monitore abliest. Ich weiß nicht, wie lange sie schon hier ist, sie bemerkt meinen Blick, und ich habe das Gefühl, sie wurde hergeschickt, um mich im Auge zu behalten.

»Ich kann Ihnen einen Stuhl bringen, wenn Sie möchten«, bietet sie mit ihrem warmen und beruhigenden Yorkshire-Akzent an. »Diese Steherei tut Ihnen doch nicht gut.« Sie ist ganz eindeutig jung. Nicht älter als vielleicht fünfundzwanzig. Sie hat diesen natürlichen Charme, den Maggie auch immer hatte, sie strahlt und erhellt dabei den ganzen Raum. Ich werde vierzig Jahre zurückkatapultiert, zu einem Tag mit Nieselregen, Straßenlaternen und dem betrunkenen Gesang von *Good King Wenceslas*, Hintergrundmusik unserer ersten Begegnung.

»Soll ich?«, fragt sie erneut und unterbricht meine Reise in die Vergangenheit. »Das ist gar kein Problem, wirklich, versprochen.«

»Vielen Dank, das wäre sehr freundlich.«

In den vergangenen Stunden habe ich mich zusammengerissen, aber bei dieser liebevollen Geste verliere ich fast die Fassung. Die Schwester kommt kurz darauf zurück und klappt den Stuhl sogar noch für mich auf. Ich fühle mich plötzlich wie der Ehrengast beim scheußlichsten Picknick meines Lebens.

»Wie heißen Sie?« Bei dieser schummrigen Beleuchtung versuche ich gar nicht erst, ihr Namensschild zu entziffern und womöglich noch am Krankenbett meiner Frau einer anderen Frau auf die Brust zu starren.

»Daisy«, sagt sie. »Auch wenn ich nicht ganz so zierlich bin wie mein Namenspatron, das Gänseblümchen.«

Ich versuche zu lächeln. Die ganze untere Hälfte meines Gesichts fühlt sich dabei an, als würde sie einen Sprung bekommen.

»Es tut mir von Herzen leid«, sagt Daisy, als sie meine Mundwinkel sinken sieht. Eine Minute lang, vielleicht auch länger, beobachten wir beide Maggie. Ihre Brust hebt und senkt sich in geregelter Effizienz, ihre Lippen sind leicht geöffnet, als hätte sie definitiv aufgegeben. Das alles ist nicht sie. Die Disziplin, die Stille, die aufgeregten Schwestern, die sie mit einer Freundlichkeit behandeln, die auch Maggie ihr Leben lang verschenkt hat und für die sie schließlich bestraft wurde.

»Sie können mit ihr reden, wissen Sie«, sagt Daisy. »Es ist so ruhig hier, die Menschen haben häufig Angst, laut zu reden. Aber da müssen Sie durch. Lassen Sie Ihre Frau Ihre Stimme hören.«

Ich schlucke. Und frage mich, was Daisy sagen würde, wenn sie Bescheid wüsste. Sie wirkt so viel weiser als andere Menschen in ihrem Alter, und ich bin mir sicher, dass sie in ihrem Beruf schon viel Leid gesehen hat. Dennoch, würde sie es verstehen?

Ich denke zurück an den Tag, als mich meine Stimme zum ersten Mal im Stich gelassen hat. Ich war ganz kurz davor, zu beichten, was ich getan hatte. Die Konsequenzen waren nicht zu übersehen und das Schuldgefühl so intensiv, so überwältigend, dass ich wusste, ich musste es Maggie sagen. Die Worte lagen mir schon auf der Zunge, zumindest dachte ich das. Ich hatte mich dafür gerüstet, während ich auf Zehenspitzen die Treppe zu unserem Schlafzimmer hochschlich.

Dann kam ich um die Ecke und sah sie im Halbdunkel, wie sie sich mühevoll aufrichtete, um ihr Wasserglas vom Nachttisch zu nehmen, sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst, und ich wusste, ich konnte ihr in all dem Schmerz nicht noch weitere Verletzungen zufügen. Sie hatte schon genug durchgemacht. Sie hielt sich sowieso schon nur mit letzter Kraft aufrecht, ich konnte ihr nicht noch mehr zumuten. Ich konnte ihr nicht das sagen, was ich ihr sagen musste, wenn es bedeutete, dass sie mich verlassen würde. Und jeden Tag, an dem ich nicht sprechen konnte, spürte ich dieselbe schweigende Schuld, dieselbe brennende Scham. Ich war dabei, mich selbst zu ersticken, aber auch das war besser als der Gedanke, Maggie alles zu beichten und sie für immer zu verlieren.

Daisy räuspert sich leise, und ich bin wieder im Krankenzimmer. »Ähm, Frank, ich bin kein Arzt, also verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich spreche aus Erfahrung, manchmal wirkt eine bekannte Stimme Wunder, mehr als diese Infusionen. Die Patienten hören einen. Es

erinnert sie an alles Schöne, für das sich das Aufwachen lohnt. Es treibt die Genesung voran, wissen Sie?«

Ich weiß es nicht, dennoch nicke ich. Ich sehe, wie sehr sie sich um Maggie sorgt, obwohl sie nur eine auf einer umfangreichen Liste von Patienten ist. Daisy hat große Hände, lange und kräftige Finger, aber sie bewegen sich ganz sanft, als sie das Nachthemd an Maggies Ausschnitt glattstreicht, das sich unter den Schläuchen zusammengebauscht hat. Ich weiß, dass Maggie solch eine Geste zu schätzen wüsste.

»Sie könnten ihr erzählen, wie es Ihnen geht«, schlägt Daisy vor. »Nach diesem Tag haben Sie wahrscheinlich viel zu berichten. Oder vielleicht haben Sie etwas auf dem Herzen, das Sie ihr gern sagen würden?«

»Ja, das habe ich allerdings.« Mein Versuch, unbeschwert zu klingen, erweist sich ganz schnell als das, was er wirklich ist: kleinlaut und gekünstelt.

»Wie bitte? Ich habe Sie nicht verstanden. Sie nuscheln«, sagt Daisy; sie liest die letzten Werte von einem Bildschirm neben Maggie ab und klappt ihren Block zu.

»Entschuldigung, also, ja. Ich muss ihr etwas sagen. Etwas Wichtiges. Ich weiß nicht, warum ich es ihr nicht schon früher gesagt habe.«

Allein diese Untertreibung erdrückt mich fast. Ich presse mir die Faust auf den Mund und zwingen mich, Maggie weiterhin direkt anzuschauen. Warum um alles in der Welt ist mir nicht aufgefallen, wie klein und zerbrechlich sie geworden ist? Sie ist immer schon winzig gewesen – gute

dreißig Zentimeter kleiner als ich. In unserem ersten gemeinsamen Winter konnte ich kaum glauben, wie viele Pullover sie über ihren zierlichen Oberkörper ziehen musste, um in der Wohnung nicht zu frieren. Die wankelmütige Zentralheizung war nicht gerade hilfreich. Maggie hüpfte wie eine Aerobic-Lehrerin von einem Fuß auf den anderen, während ich auf den Knöpfen am Boiler herumdrückte – vergeblich. Ich habe schnell verstanden, dass sie ihre eigene Wärme überallhin mitnahm.

»Seien Sie nicht so streng mit sich selbst, nicht jetzt. Fangen Sie sanft an. Platzen Sie nicht einfach so heraus, Sie wollen Sie ja nicht verschrecken. Versuchen Sie, ihr etwas Schönes zu erzählen. Erinnern Sie sie daran, dass sie geliebt wird. Erzählen Sie ihr von all den Momenten, wo Sie ihr das gezeigt haben.«

In meinem Gesicht muss sich die blanke Panik spiegeln, weil mir Daisy eine Hand auf die Schulter legt, ein leichter Druck, unter dem die Falten in meinem Baumwollhemd sich glätten.

»Machen Sie sich nicht zu viele Sorgen. Sprechen Sie einfach mit ihr. Nutzen Sie die Zeit.«

## 2

Am ersten Tag bleibe ich nicht lange. Kaum ist Daisy weg, spüre ich trotz bester Absichten, wie sich meine gewohnte Zurückhaltung wieder breitmacht. Nur Maggie hat es irgendwie immer geschafft, diese professorale Unbeholfenheit zu durchbrechen – die wohlmeinenden Anmerkungen, die stets einen Tick zu spät kommen, meine Unfähigkeit, mich unbefangen auf neue Menschen einzulassen. In all unseren gemeinsamen Jahren ist Maggie mir nie so fremd gewesen wie hier, ein kleines, faltiges Gesicht, umgeben von einem Netzwerk straffer Schläuche, reduziert auf regelmäßige Piepstöne und getaktete Messungen.

Es gibt so viel zu sagen, dass ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Ich kann doch nicht gleich mit dem Grund für mein langes Schweigen herausplatzen. Daisy meinte ja, ich solle sanft beginnen, Maggie mit Worten zu mir zurücklocken. Reden war noch nie meine Stärke. »Kein Freund vieler Worte«, schrieb mein Oberstufentutor in seiner Empfehlung für die Uni. Meine eigene Mutter beschrieb mich Freunden und Verwandten gegenüber immer als »still«, sogar der Fußpflegerin wurde das mitgeteilt, wenn sie jeden vierten Samstag mit dem Bimsstein in der Hand zu uns nach Hause kam. Mir

dämmert jetzt, dass ich hier in etwa so nützlich bin wie ein Regenschirm in einem Wirbelsturm. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob ich das überhaupt schaffe.

Ich steige direkt vor dem Krankenhaus in den kleinen Bus. Mitleid auf Rädern. Alle vermeiden Augenkontakt, weil wir sonst durchdrehen würden – die Leidenden und die, die das Leid in all seinen grotesken, würdelosen Details anschauen mussten. Und was ist mit denen, die eigentlich für das Leid verantwortlich sind? Mich würde man wohl kaum willkommen heißen. Ich setze mich auf einen Fensterplatz und stelle meine Tasche neben mich.

Ein turtelndes Paar an der Ampel verpasst beinahe das grüne Männchen, weil sie engumschlungen nur Augen füreinander haben; hinter uns lädt eine Familie mit zwei Kindern und einem ausgelassenen Labrador einen ramponierten Kombi aus; Studenten fahren zu dritt nebeneinander Fahrrad, die wütenden, hupenden Autofahrer hinter ihnen interessieren sie nicht. Ich habe mich noch nie so allein gefühlt. Sollte eine Ehe – unsere Ehe – mich davor nicht bewahren?

Heute ist es glühend heiß, in Maggies heruntergekühltem Krankenzimmer habe ich es nicht gespürt. Als ich aus dem Bus steige und den kurzen Weg nach Hause stolpere, fühle ich mich, als bliesen mir hundert Föhne heiße Luft ins Gesicht. Nach einigen Fehlversuchen mit zittrigen Fingern landet der Schlüssel im Schloss. Die letzten Sonnenstrahlen dieses späten Augusttags erleuchten den Flur, ein Band aus Staub tanzt

und wirbelt dem Tatort entgegen. *Ihrer oder meiner Tat?*, frage ich mich, als ich die Treppe hinaufgehe.

Ich schaffe es nicht, die Küche zu betreten, noch nicht. Ich gehe gleich in unser Schlafzimmer, ohne Licht anzuschalten. *Unser*. Ich kann mich kaum noch an die Zeit erinnern, als ich noch nicht im Plural gesprochen habe. Was ich dafür geben würde, sie zurückzuhaben, hier, auf ihrer Seite. Eigentlich waren alle Seiten ihre Seiten. Ich hatte gar nicht gewusst, wie viel Platz so ein kleines Wesen in Anspruch nehmen konnte, sie wand sich die ganze Nacht lang wie ein Oktopus, bis sie mich an den Matratzenrand gedrängt und ich nur noch einen Zipfel der Decke für mich hatte. Gott, nie hätte ich gedacht, dass ich das vermissen könnte.

Mit den Fingern fahre ich über den Bücherstapel auf ihrem Nachttisch – Bücher aus Charity Shops, ein dünner Band mit dem Titel »Die Ehefrau«, den ich ihr vor Jahren zu Weihnachten geschenkt habe, eins mit dem Plastikumschlag der Bibliothek (Leihfrist bestimmt überzogen). Als sie vor drei Jahren in den Ruhestand ging, entschied sie sich, ehrenamtlich in der Bücherei in Summertown zu arbeiten, die geschlossen werden sollte. *Aus Solidarität!*, hatte sie gesagt, als sie mir davon erzählte. Ich wusste nicht, ob sie die Bücher meinte oder das überarbeitete Personal, das schon ohne die Sparmaßnahmen der Regierung genug Probleme hatte. Wie dem auch sei, so hatte sie eine Aufgabe, bis auch ich ein Jahr später in den Ruhestand ging. Ihr gefiel es dort – sie

mochte die Menschen und das Gefühl, eine Zuflucht zu haben. Als das alles dann passierte, hat sie die Arbeit allerdings aufgegeben. Ich vermute, man kann anderen nur helfen, wenn man sich selbst hilft.

Sie schläft nicht so gut, seit ein paar Jahren. Sie versucht immer, noch zu lesen, aber wenn ich mich zu ihr beuge, um sie hinters Ohr zu küssen oder ihre Lieblingsstelle innen am Arm zu streicheln, sehe ich, dass sie noch gar nicht umgeblättert hat und benommen ins Leere schaut. Ich entscheide immer, wann wir das Licht ausschalten, und weiß ganz genau, dass keiner von uns dann einfach einschläft. Stattdessen zeichne ich Muster auf ihrer weichen Haut am Ansatz der Wirbelsäule, der von ihrem Pyjamaoberteil entblößt wird. Dabei fühle ich mich wieder wie bei unseren ersten Treffen, als ich Angst hatte, ihr zu sagen, dass ich sie liebte, und es stattdessen, ein feiger Kompromiss, mit zitternden Händen auf ihren Rücken schrieb.

Ich ziehe die Schuhe aus und lege mich auf die Decke. Ich möchte sie so gern wieder berühren, sie mit meiner Liebe umhüllen. Als ich wegdöse, sehe ich nur Maggie, die völlig eingehüllt ist und eine Hand herausstreckt, um mich zu sich hereinzuziehen.

\* \* \*

Am nächsten Morgen im Krankenhaus spricht mich auf der Station eine Krankenschwester mit Vornamen an, die ich

noch nie gesehen habe. Ich hoffe, das ist kein Hinweis, dass sie erwarten, mich hier noch lange herkommen zu sehen. Als ich Daisy nicht gleich finde, verspüre ich kurz Panik. Sie war so ruhig, so unvoreingenommen. Ich kann es mir nicht leisten, sie auch noch zu verlieren. Ich schaue mir den Empfangsbereich mit dem verwirrenden Aufgebot an Personal an und taxiere die Rücken, die Frisuren. Schließlich erblicke ich sie, sie sitzt an einem Computer in der Ecke mit dem Rücken zu mir, ihr Kittel spannt über den Hüften. Mein Herzschlag wird langsamer, nur ein klein wenig, und ich räuspere mich, gerade laut genug, dass es als Belästigung durchgeht. Laut genug, dass eine schwangere Frau, die anderthalb Meter von mir entfernt wartet, sich den Schal vor den Mund hält.

»Ah, Professor, guten Morgen.« Daisy strahlt, dreht sich auf dem Stuhl zu mir herum, stemmt die Hände auf die Oberschenkel und steht auf. Sie ist größer, als ich sie von gestern in Erinnerung habe, nur etwa zehn Zentimeter kleiner als ich. Sie hat den Körperbau, den Maggie liebevoll »stämmig« nennen würde.

»Soll ich Sie so anreden? Professor?«, fragt sie, während sie sich hinter dem Tresen hervorschlängelt und mich den Flur hinunterführt. Ihr dunkelbraunes Haar ist zu einem Zopf gebunden, der elegant im Takt ihrer Schritte wippt.

»Also, äh ...«, setze ich an.

»Haben Sie die Sprache verloren? Wissen Sie Ihren eigenen Namen nicht mehr?« Daisys Lächeln stellt sofort diese natürliche Vertrautheit her, die ich mir immer für

meine Familie gewünscht habe, von Fremden ganz zu schweigen.

»Frank«, sage ich bestimmt. »Nennen Sie mich bitte Frank, Daisy.«

Daisy dreht sich um und lächelt mich an, und eine Sekunde lang fühle ich mich, als hätte ich, wenn auch vielleicht nur einmal, ein winziges kleines bisschen richtig gemacht. Dann erreichen wir Maggies Tür, die immer noch geschlossen ist, und ich spüre das Gewicht meiner eigenen frustrierten Zuversicht wieder über mir zusammenstürzen. Die Rollos in ihrem Zimmer sind jetzt hochgezogen, und ich lasse den Raum auf mich wirken. Er ist karg, und ich bemerke plötzlich, dass ich mit leeren Händen gekommen bin.

»Wir müssen hier alles sehr sauber halten«, sagt Daisy, die meine Verlegenheit irgendwie spürt. »Aber Ihren Stuhl habe ich stehen lassen, Frank, damit Sie beide reden können.«

Daisy tritt hinter mich und zieht die Jalousien ein wenig herunter, damit ich nicht blinzeln muss.

»Wie ist es gestern gelaufen?«, fragt sie.

»Nicht gut«, gebe ich zu.

»Es ist schwer, das verstehe ich. Aber unsere Maggie wird wissen wollen, dass Sie hier sind.«

»Ich habe Angst.« Die Worte rutschen mir raus, bevor ich nachdenken kann.

»Ich weiß, aber glauben Sie mir, Sie werden noch mehr Angst haben, wenn Sie nicht mit ihr sprechen. Weil Sie

dann Schuldgefühle kriegen werden. Und Schuldgefühle machen einem noch viel mehr Angst.«

Ich spüre, dass Daisy bald gehen wird, und werde von dem dringenden Wunsch überwältigt, sie hierzubehalten. Sie bedeutet Sicherheit – sie ist eine zuverlässige Verbindung zu Maggie.

»Daisy«, rufe ich, als sie zur Tür geht. »Was soll ich sagen?«

Daisys Gesichtsausdruck verändert sich kaum, ein leichtes Lächeln umspielt ihre Lippen. Ich bin wohl nicht der erste Besucher, der in Sachen Verhalten am Krankenbett Nachhilfe braucht.

»Das können Sie sich aussuchen, Frank. Wenn Sie Probleme haben, erzählen Sie ihr doch einfach Ihre Geschichte. Von Ihnen und ihr, wie wär's? Es heißt nicht ohne Grund, man soll mit dem Anfang beginnen. So ist es am einfachsten. Nur sollten Sie es dieses Mal richtig machen. Sagen Sie ihr alles, was Sie ihr schon längst hätten sagen sollen.«

Ich nicke.

»Und nicht alles auf einmal, denken Sie daran.«

Damit ist Daisy weg.

Ich ziehe meinen Stuhl ein wenig näher zu Maggies Bettkante und passe gut auf, dass ich nicht an die Kabel komme. Die schiere Menge dessen, was es zu sagen gibt, was ich hätte sagen sollen, überwältigt mich – es kommt mir so unangemessen vor. Wie fängt man bloß wieder an zu reden, wenn man vor so langer Zeit damit aufgehört hat?